

Alys Clare

UND  
RICHTER  
MIT  
GERECHTIGKEIT

Äbtissin Helewise ermittelt · Band 4

Weltbild

England Ende des 12. Jahrhunderts: Helewise, die Äbtissin von Hawkenlye, steht vor schwierigen Aufgaben: Eine neue Nonne hat um Aufnahme in ihr Kloster gebeten, doch sie zeigt Charaktereigenschaften, die sich äußerst ungünstig auf das Klima in der Gemeinschaft auswirken. Täglich werden die verschiedensten Beschwerden an die Äbtissin herangetragen. Einfach fortschicken darf Helewise sie nicht, außerdem hat sie ihre beiden kleinen Schwestern mitgebracht, weil die Eltern vor kurzem gestorben sind. Dann wird im Tal beim heiligen Schrein ein Pilger ermordet, und eine der Schwestern verschwindet spurlos. Zu allem Überfluss ist Helewises treuer Gefährte, der Ritter Josse d'Acquin, lebensgefährlich erkrankt.

Der vierte Fall, den Helewise, die kluge und tatkräftige Äbtissin von Hawkenlye, und ihr Nachbar, der Ritter ohne Furcht und Tadel, gemeinsam lösen.

### **Hawkenlye-Mysteries-Reihe**

Band 1: Sei geweiht der Hölle

Band 2: Der Fluch komme über Euch

Band 3: Der Himmel strafe Euch

Band 4: Und richte mit Gerechtigkeit

Band 5: Verstummen sollen alle Lügner

Band 6: Wehe dem sündigen Volk

Band 7: Fürchte das Gift der Schlange

Band 8: Wer ohne Schuld ist

Band 9: Denn Verderben leitet sie

Alys Clare

# Und richte mit Gerechtigkeit

Historischer Kriminalroman

Aus dem Englischen von Ana Maria Brock

## **Weltbild**

## **Die Autorin**

Alys Clare ist das Pseudonym einer erfolgreichen englischen Autorin, die bereits mehrere Romane mit historischen Elementen vorgelegt hat. Sie lebt in der Nähe von Tonbridge, Südengland, wo die Kriminalromane um Äbtissin Helewise und Ritter Josse d'Acquin spielen.

Die englische Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel Chatter of the Maidens bei Hodder and Stoughton Limited, London.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinere Furt, 86167 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2001 by Alys Clare

Copyright der deutschen Übersetzung © 2001, 2008 by Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin. Die deutsche Ausgabe erschien bei Aufbau Taschenbuch, eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG.

Übersetzung: Ana Maria Brock

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95569-634-4

Das Feuer griff rasch um sich.

Zuerst drangen nur wenige Fäden blassen Rauchs aus der einsam stehenden Kate. Als die leichte Brise den Rauch emportrug, teilte er sich in mehrere Wölkchen auf, deren eines über die Koppel an dem steilen Hang hinter der Behausung wehte. Dort stand dösend mit hängenden Lidern ein alter Gaul. Der Rauchgeruch, der sogar bis in seinen Dämmerzustand vordrang, störte ihn auf; eine aufkeimende Beunruhigung setzte ihn in Bewegung, und so trottete er schwerfällig den Hang hinauf und blieb erst stehen, als er seine Lieblingsstelle im Schatten der mächtigen Eiche erreicht hatte.

In der kurzen Zeit, die das Pferd gebraucht hatte, um an seinen sicheren Ort zu kommen, hatte das Feuer sich ausgebreitet.

Und das ganz bedrohlich, als die winzigen Flammenfunken sich ringsum in dem trockenen Material festsetzten, an den Strohhalmen und dem dünnen Heu entlangleckten, sich in die Haufen zundertrockenen Laubes und die Klumpen feiner Distelwolle fraßen. Dann gab sich der Appetit des Feuers nicht mehr mit solchen kleinen Opfergaben zufrieden, und schneller als ein Lidschlag sprang es auf die sauber zugeschnittenen kleinen Anbrennscheite über.

Danach gab es kein Halten mehr. Den Brand zu löschen wurde rasch unmöglich, selbst wenn jemand dagewesen wäre, der dazu willens oder fähig gewesen wäre. Das Feuer war aus dem Kamin ausgebrochen; was jetzt in der einsamen Behausung brüllte und jaulte, glich einer auf furchtbare Weise veränderten, monströsen Gestalt des stillen, gebändigten häuslichen Feuers, das dort gewöhnlich brannte.

Denn diese riesigen Flammen hatte man nicht angefacht, um Essen in einem Topf oder Wasser in einem Kessel zu erhitzen. Man hatte sie zu einem ganz anderen und finsternen Zweck entzündet.

Draußen in dem Unterholzdickicht rings um die kleine Kate regte sich etwas. Behutsam wurde der Zweig eines Dornenstrauchs beiseite geschoben, und ein Schritt landete in einem Brennesselgestrüpp. Ein gezacktes Blatt streifte über einen Handrücken, und ein unterdrückter Fluch folgte, als die verbrannte Hand vor dem Angriff der stechenden Nessel zurückzuckte.

Die beobachtende Person bewegte sich ganz langsam vorwärts. Sie reckte den Hals, bemüht, einen Blick in die brennende Kate zu werfen, ohne aus dem Versteck hervortreten, und vergaß bald den gelinden Schmerz in der verbrannten Hand, als sich die volle Gewalt des Feuers entfaltete.

Die fest in ihren Umhang gehüllte Gestalt erschien aufs äußerste angespannt.

Dann schnüffelte sie auf einmal vernehmlich.

Gleich darauf noch einmal. Und als der flüchtige, schwache Geruch nach bratendem Fleisch deutlicher wurde, schließlich nahezu überwältigend, stieß der heimliche Späher ein kurzes, bösesartiges Lachen aus.

Doch das war nicht die Vorfreude auf ein gutes Mahl. Es war kein Rind- oder Lamm- oder Schweinefleisch, was da in den tobenden Flammen brutzelte und zischte.

Es war Menschenfleisch.

Die Gestalt war inzwischen aus ihrem Versteck hervorgetreten, als wüßte sie genau, daß niemand mehr ihr Tun beobachten konnte. Sie schlich langsam vorwärts, einen Arm

erhoben, um das Gesicht vor der Gluthitze zu schützen, den Kopf wieder gespannt vorgestreckt.

Immer näher schob sie sich auf den Eingang der Kate zu. Das geschah ruckweise, als liege der Wunsch zu sehen im Widerstreit mit dem dringenden Impuls, vor Hitze und Schmerz zu fliehen. Der Drang zu sehen schien zu obsiegen. Die Gestalt zog sich die Kapuze des Umhangs ganz über Kopf und Gesicht, wobei sie nur einen schmalen Spalt für die Augen freiließ, und bewegte sich Zoll für Zoll bis an das klaffende Loch heran, wo sich die Holztür der Kate befunden hatte.

Einen kurzen Augenblick lang beugte sich die Gestalt vor und starrte in das brennende Innere.

Dann fiel die aufgestaute Spannung von der Person ab, erleichtert senkten sich ihre Schultern, sie wandte sich um und ging rasch davon.

Das Feuer brauchte lange, bis es erstarb.

Die Flammen verbrannten alles, was in der Kate brennbar war, und allmählich versiegte ihre Kraft. Als die Sonne unterging und der Abend anbrach, verblaßte das grelle Feuer zu einer rötlichen Glut. Von Zeit zu Zeit fiel ein weiteres Stück der Holzbalken, die das Dach getragen hatten, in die Reste des Feuers und ließ es kurz aufflackern. Und als die Dunkelheit draußen zunahm, kam ein kalter Wind auf, der eine Zeitlang die Flammen zu einem Nachhall ihrer früheren Gewalt anfachte.

Mitten auf dem Fußboden der Kate lag eine Leiche. War sie bekleidet gewesen, als man sie dort abgelegt hatte, so war jetzt keine Spur eines Gewandes mehr übrig. Auch die Lederstiefel waren so gut wie verbrannt, und die schwere Schnalle, die einmal einen Gürtel zusammengehalten hatte, war nun verbogen und ausgeglüht.

Das Opfer mußte bewußtlos oder tot gewesen sein, als man es in die Kate brachte, denn es war dort liegen geblieben, wo man es hingepackt hatte, quer über der ehemaligen Feuerstelle in der Mitte des Raumes. Jedenfalls schien es keinen Versuch gemacht zu haben, dem Feuer zu entfliehen; außerstande, den furchtbaren Angriff der Flammen abzuwehren, unfähig, aus dem brennenden Inferno zu flüchten, war das, was einst ein lebendiger Mensch gewesen war, jetzt nur noch ein schwarzes und verkrümmtes Etwas, Haare und Kleidung weggesengt, das Fleisch von den Knochen gebrannt.

Als die Hitze die Leiche zu verzehren begann, hatten sich die Muskeln versteift und zusammengezogen. Und in der grausigen Parodie eines Menschen, der die Fäuste zur Verteidigung hebt – als taugten Fäuste gegen Feuer –, lagen die Arme der Leiche, im Ellbogen angewinkelt, schützend vor den Überresten des Gesichts.

Mit einem leisen Seufzen fiel plötzlich ein Häufchen Asche und verkohltes Holz nahe der Mitte des erlöschenden Feuers in sich zusammen. Sogar dieses Geräusch wirkte laut, denn die Nacht war jetzt vorgerückt, und draußen war alles ruhig und still. Doch innerhalb der verbrannten Leiche regte sich noch etwas; das Feuer glomm weiter, zehrte an Knochen, Fett und Mark.

Beim ersten Tageslicht war vom Opfer des Feuers wenig übriggeblieben. Die meisten Knochen des Skeletts hatten sich voneinander gelöst; das einzige, was noch sofort als menschlicher Überrest zu erkennen war, war ein vom Brustkorb übriggebliebenes

bogenförmiges Gebilde.

Und der kahle, rauchgeschwärzte Schädel mit dunkel starrenden leeren Augenhöhlen.

Neben den Rippen steckte noch etwas im Fußboden der Kate. Es war ein eiserner Nagel, und das aus dem Boden herausragende Stück war zu einem Ring zurechtgebogen. Früher einmal hatte er in einer Mauer gesteckt und zum Anbinden der Pferde gedient.

In dem Spalt, wo das Ende des Ringes an dem geraden Teil des Nagels anlag, war ein Stück Stoff den Flammen entgangen. Es war winzig und sah auf den ersten Blick wie ein ausgefranstes Ende Bindfaden aus.

Es war kein Stoff. Es war auch kein Bindfaden. Es war alles, was von dem Strick übriggeblieben war, mit dem man das Opfer an der Stelle festgebunden hatte, wo es sterben und verbrennen sollte.



# Teil I

## Die Neuankömmlinge

# ERSTES KAPITEL

Schweißüberströmt und stöhnend lag Josse d'Acquin da, von Schmerzen gequält und heimgesucht von Fieberphantasien.

Wohl befand sich sein Körper gutbehütet in seinem Bett auf Neu Winnowlands unter behaglichen Decken, die noch makellos gewesen waren, als er sich hinlegte, auch wenn sie jetzt sein Schweiß durchtränkte, doch sein Verstand nahm diese Tatsache nicht zur Kenntnis. Soweit sein Hirn etwas verarbeitete, versuchte er gerade, eine rauhe Felsenwand zu erklimmen, eine schwere Last auf dem bloßen Rücken und bemüht, mit einem nach hinten ausgestreckten Arm das Gewicht eines ausgewachsenen Schweins zu halten.

Aus nur dem Schwein bekannten Gründen hievte es sich in regelmäßigen Abständen nach oben, bis es auf gleiche Höhe mit Josse kam, und schlug seine gelben Hauer in Josses glühenden Oberarm.

Josse schrie auf, krümmte sich in der feuchten Bettwäsche, die schmerzenden Beine mit dem verdrehten Laken verwickelt. Das Schwein griff erneut an, grub die Zähne in Josses Arm und ließ die Füße hängen, so daß sein volles und nicht geringes Gewicht gänzlich an Josses gemartertem Fleisch baumelte.

Das Schwein blickte Josse an und kniff ein überraschend blaues Auge zu, und unversehens begann es zu regnen, köstliche kalte Wassertropfen strömten reichlich herab, vertrieben das grinsende Schwein und linderten himmlisch kühlend die Schmerzen

...  
Und Josses Dienstmagd Ella sagte leise, als spräche sie zu sich selbst: »Schon gut, schon gut, Herr, liegt nur ganz still, gebt Eurer Wunde Gelegenheit zu heilen.« Sie beugte sich herab, um das Tuch in dem eiskalten Wasser auszuwringen, dann legte sie es wieder auf Josses Arm. »Und dann bring ich Euch was zu trinken und sehe zu, ob ich Euch schon ein paar Löffel Suppe einhelfen kann.«

Nunmehr wach und bei vollem Verstand – so glaubte er jedenfalls –, sah Josse zu, wie das Schwein in die hinterste Ecke der Schlafkammer davontrottete, wo es sich ein paarmal drehte wie ein Hund, der sich in seiner Hütte zurechtlegt, sich dann niederließ und zu pfeifen begann.

»Ella, da in der Ecke ist ein Schwein«, sagte Josse. Aber komisch, er hatte die Worte anscheinend nicht richtig herausgebracht. Es klang, als hätte er gestöhnt. Er versuchte es noch einmal. »Schwein, Ella!« wiederholte er.

Überrascht, ihn sprechen zu hören, blickte sie auf, lächelte ihm kurz und zaghaft zu, dann fuhr sie rasch fort, ihr Tuch auszuwringen und seine Wunde zu waschen; sie war eine unverbesserlich schüchterne Frau ohne jedes Selbstbewußtsein, und Josse dachte manchmal, er könne wahrscheinlich die Anzahl der Worte, die sie je aus eigenem Antrieb an ihn gerichtet hatte, an den Fingern seiner zwei Hände abzählen.

Er versuchte es noch einmal. Sich mühsam aufrichtend – was sich als leichtsinnig erwies, weil ihm davon so schwindlig wurde, daß er sich übergeben zu müssen glaubte –, wies er mit seinem unverletzten Arm in die Richtung des Schweins. Er folgte seinem Zeigefinger mit den Augen und setzte zu sprechen an: »Das Schwein, Ella ...«

Nur um festzustellen, daß es verschwunden war.

Ella nahm behutsam seinen linken Arm und ließ ihn auf das Bett sinken, dann zog sie ihm die Decken bis über die Brust. Er wünschte, sie hätte es nicht getan, ihm war ohnehin viel zu warm, ohne daß man ihn wie ein krankes Kind einpackte.

»Ich bin gleich wieder da«, versicherte sie ihm in gedämpftem Ton, nahm Tuch und Schüssel an sich und trat rückwärts vom Bett zurück und zur Tür, als gehörte er zur königlichen Familie.

Josse lag da und horchte auf ihren schweren Schritt, als sie die schmale Treppe zur Wohnhalle hinabeilte. Er hörte, wie sie Will zurief, er dürfe sich vor dem Herrn nichts anmerken lassen – die dumme Person, glaubte sie denn, weil Josse eine Wunde am Arm hatte, sei er auch taub geworden? –, aber sie mache sich solche Sorgen, sie befürchte, das Fieber bringe Sir Josse bald um ...

»Fieber«, murmelte er vor sich hin. »Fieber.«

Es war eine wahre Erleichterung, zu erfahren, daß er hohes Fieber hatte. Ein Fieber brachte Phantasien mit sich, oder nicht? Und Schweißausbrüche und Schwindelanfälle, daß man sich am liebsten übergeben würde, und verrückte Träume und Visionen von Schweinen in der Schlafkammer.

Fieber. Dann war ja alles klar.

Über eine kurze und wahrhaft schreckliche Zeitspanne hinweg hatte Josse befürchtet, er verliere den Verstand.

Als er das nächste Mal erwachte, war es seinem Eindruck nach kurz vor Morgengrauen; die Dunkelheit hatte etwas Schimmerndes an sich, das man zwar nicht direkt als Licht bezeichnen konnte, jedoch anzudeuten schien, der Tagesanbruch sei nicht mehr fern.

Josse lag da und dachte an frühere Morgendämmerungen zurück, die er erlebt hatte. Doch in seinem geschwächten Zustand verlangte das zuviel Konzentration; statt dessen ließ er seine Gedanken schweifen. Er merkte, daß er sich anders fühlte; die Welt hatte jene seltsame, unwirkliche Eigenheit verloren, die sie seit ... wie lange? Waren es Tage, waren es Wochen? Josse konnte es ums Leben nicht entscheiden.

Ich habe mir den Arm verletzt, erinnerte er sich. Er war schon vorher verletzt – ich habe einen Schwerthieb abbekommen –, und dann wurde es besser. Man hat mich behandelt, äußerst sachkundig ...

Daran zu denken rief einen Schmerz anderer Art hervor. Einen Schmerz in seinem Herzen, in seiner Erinnerung. Er schob die Rückblicke dieser besonderen Art von sich.

Die Wunde verheilte gut, dachte er statt dessen. Jedenfalls schien es mir so. Ich bin ausgeritten – stimmt das? War es so? Ja. Ausgeritten. Mit ... Er runzelte die Stirn, bemüht, sich an den Namen seines Freundes zu erinnern. Ein Mann mit einem Wolfshund, ich sollte mit ihm ausreiten, mir ansehen, wie gut das Tier abgerichtet war. Und ich bin über diesen Graben gesetzt, ganz unten in meinem eigenen Obstgarten, und der alte Horace scheute vor irgendwas und warf mich fast ab, ich konnte mich gerade noch halten. Aber bei diesem Gerangel und Gezerre ist die Wunde wieder aufgerissen. Und es muß etwas damit passiert sein, irgendwie muß verpestete Luft in die offene Wunde gekommen sein, denn sie hat sich entzündet.

Als die volle Erinnerung zurückkehrte – was sich als nur vorübergehend herausstellen

sollte –, fiel Josse ein, der Freund mit dem Wolfshund war sein Nachbar Brice, und die Schmerzen in seiner entzündeten Wunde waren so gräßlich, so hartnäckig gewesen, daß er Will gebeten hatte, ihm den Arm abzuhacken, um der Sache ein Ende zu machen.

An diese schlimmen Qualen zurückzudenken tat ihm gar nicht gut, erkannte Josse rasch. Aus welchem Grund auch immer der Schmerz etwas nachgelassen hatte, damit war es vorbei; mit der Geschwindigkeit der einlaufenden Flut an einer flachen Küste kam er zurückgerast.

Und als wäre das noch nicht genug, ging damit eine jähe Hitze in seinem Blut einher, als stünde er in Flammen.

Noch mit zusammengebissenen Zähnen versuchte er zu rufen, schrie er nach Will oder Ella oder irgend jemandem ...

Brice von Rotherbridge, dem Besitzer des an Winnowlands angrenzenden Gutes, hatte es gründlich mißfallen, aus dem Bett geholt zu werden, bevor es ganz hell war. Als er durch die Wohnhalle stampfte, um seinen Diener zu fragen, weshalb man ihn gerufen habe, erfuhr er, Josse d'Acquins Will sei draußen, völlig ratlos angesichts der Erkrankung seines Herrn, wisse nicht mehr aus noch ein und ...

Brice hatte nichts weiter zu hören brauchen. Er warf sich seinen Mantel um, zwängte die Füße in die Stiefel, und in kürzerer Zeit, als er für möglich gehalten hätte, saß er auf seinem Pferd, preschte von seinem Hof und ritt in Josses Hof ein.

Als Brice in Josses Schlafkammer schlich – es wurde bald klar, daß er nicht leise zu sein brauchte, denn Josse war nicht nur wach, sondern schrie vor Schmerzen –, war er über den Zustand seines Freundes entsetzt.

Er beugte sich über das Bett – es roch nach Schweiß und Krankheit – und legte Josse eine Hand auf die Stirn. »Er glüht ja!« rief er und sah sich nach Will und Ella um. »Wie lange geht es ihm schon so?«

Ella spürte einen Vorwurf, vergrub das Gesicht in der Schürze und gab keine Antwort, Will aber duckte sich nicht. Er reckte die Schultern und erklärte: »Das war an dem Tag, wo Ihr miteinander auf der Jagd wart, Sir. Der Herr wäre fast gestürzt, und da ist die Wunde an seinem Arm wieder aufgegangen, und ...«

»Ja, ja, ja, das weiß ich, ich war ja dabei!« unterbrach ihn Brice. »Ich meine, wie lange hat er schon Fieber?« Unvermittelt packte ihn der Zorn, und er schrie: »Kennt sich denn keiner von euch mit Fieber aus? Euer Herr liegt vielleicht im Sterben, und ihr steht da, so wenig zu gebrauchen wie ein Paar Wasserspeier und eher noch häßlicher!«

Daraufhin brach Ella in Tränen aus und rannte aus dem Zimmer. Will warf ihr einen besorgten Blick nach, dann wandte er sich wieder Brice zu und sagte: »Das war nicht nötig, Sir Brice. Ella hat sich mit der Pflege des Herrn wirklich abgerackert, Tag und Nacht und immerzu. Und gerade weil wir nicht wissen, was wir machen sollen, bin ich ja zu Euch gekommen, um Euch zu fragen.« Er starrte Brice so wütend an, wie Brice ihn anstarrte; erst nach einer merklichen Pause fügte er an: »Sir.«

Brices Zorn war so rasch verraucht, wie er aufgeflammt war. Mit einer Hand auf Wills Schulter beschwichtigte er ihn: »Tut mir leid, Will. Halte meine Grobheit bitte meiner Besorgnis zugute. Entschuldige mich bitte auch bei Ella.« Will nickte kurz. »Und« – Brice

wandte sich wieder Josse zu – »was machen wir jetzt?«

Dicht neben ihm flüsterte Will: »Wir haben nach dem Priester geschickt.«

»Pater Anselm? Großer Gott, Will, rechnest du damit, daß dein Herr stirbt?«

»Pst!« zischte Will, obwohl Josse zu tief in seiner eigenen Schmerzenswelt versunken schien, um es zu hören. »Nein, Sir Brice, wirklich nicht, jedenfalls nicht, wenn ich und Ella irgendwas dagegen tun können. Nein, aber ich hab sagen hören, daß sich der Priester ein bißchen in der Heilkunst auskennt, na ja, jedenfalls mehr als ich und Ella.«

Brice runzelte die Stirn. »Eher dürfte der gute Pater den Weg deines Herrn ins Jenseits beschleunigen, als daß er ihn heilt«, knurrte er. »Er ist ein Blutzapfer, Will. Er glaubt, ein ordentlicher Aderlaß ist das Heilmittel für alles, von einer überhitzten Phantasie bis zu den Pocken.«

»Das tut mir leid, Sir, ich dachte bloß ...«, begann Will.

Wieder legte Brice Will die Hand beschwichtigend auf die Schulter. »Du hast getan, was du für das beste hältst, Will, und mehr kann man von keinem Menschen verlangen. Nein, ich weiß, was wir für unseren Sir Josse tun müssen.« Er lächelte flüchtig, als ihm die Lösung aufging. »Will, habt ihr einen Karren, der lang genug ist, daß ein hochgewachsener Mann bequem darin liegen kann? Und ein ruhiges Pferd davor?«

»Ja, Sir Brice, das haben wir.«

»Dann geh bitte und richte es her. Packe Kissen und Decken hinein, was dir eben einfällt, und Wasser zum Trinken und um den glühenden Leib des Patienten zu kühlen.«

Mit ratloser Miene fragte Will: »Wie weit fahren wir, Sir? Wohin?«

Und als Brice es ihm sagte, begann sich auch in Wills Zügen ein Lächeln abzuzeichnen.

Josse, der flüchtig aus seinem Delirium auftauchte, war überrascht, drei Männer um sein Bett herum stehen zu sehen. Will hätte er zu sehen erwartet – Will und Ella hatten ihn unermüdlich umsorgt –, aber was machte Brice hier?

Und, noch überraschender, wieso bekam er Besuch von Pater Anselm?

»... muß darauf bestehen, daß ich ihn behandeln darf, wie ich es für richtig halte«, erklärte der Priester gerade auf seine pedantische Art und hielt Brice eine Schüssel mit scheußlichem Inhalt vor die Nase, der nach Blutegeln aussah.

»Wie Ihr vor ein paar Jahren den Diener des alten Sir Alard behandelt habt? Habt ihn zur Ader gelassen, bis er weiß war wie frischgefallener Schnee!« wettete Brice.

»Das war nötig«, widersprach Pater Anselm, »wie es übrigens auch jetzt nötig ist!«

»Alards Diener würde Euch nicht zustimmen«, schrie Brice zurück, »auch wenn er es von jenseits des Grabes aus könnte!« Josse beobachtete, wie er Will zunickte und sich an Josses linke Seite stellte, während Will zur rechten herumging, und an den Priester gewandt fortfuhr: »Doch wenn Ihr wirklich Euren Beistand gewähren wollt, könnt Ihr uns helfen, ihn zum Karren auf dem Hof hinabzutragen und ...«

Doch eben jetzt, als Will und Brice ihn anhoben, wurde Josses Aufmerksamkeit abgelenkt. Denn wenn auch sein Diener und sein Freund zweifellos so behutsam wie möglich vorgingen, die geringste Bewegung verursachte Josse unerträgliche Schmerzen.

Und aus dem Bett angehoben und quer durch das Zimmer, die Treppe hinab und zum bereitstehenden Karren bugsiert zu werden, das bedeutete eine ganze Menge mehr als die geringste Bewegung. Während sie sich um die Biegung der Treppe herum mühten,

verlor Josse das Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, blickte er in einen klaren Frühlingshimmel, spürte die Sonne warm auf dem Gesicht und hörte irgendwo in der Nähe eine Lerche tirilieren, so laut sie nur konnte.

Er lag in einem Karren, und neben ihm döste Will mit geschlossenen Augen, die Arme über der breiten Brust verschränkt. Zwischen Wills Knien stand ein Eimer Wasser; unversehens merkte Josse, wie verzweifelt durstig er war, und versuchte zu rufen.

Bis Will erwachte und ihn hörte, hatte sich Josses Verzweiflung so gesteigert, daß er zur eigenen Beschämung am liebsten geweint hätte; Will machte sich wegen der eigenen Unaufmerksamkeit Vorwürfe und bezeichnete sich mit Ausdrücken, die man in besserer Gesellschaft nicht zu hören bekommt, während er ihm einen Becher kühles Wasser nach dem anderen zu trinken gab und ihm obendrein Gesicht und Hals feucht abwischte.

Als Josses Durst gelöscht war und er wieder bequem dalag, fragte er sich zum ersten Mal, wohin sie eigentlich fahren.

»Will?«

Sofort nahm Will Haltung an. »Ja, Herr?«

»Will, wo fahren wir hin?«

Ein breites Lächeln strahlte in Wills Miene auf. »Herr, wir fahren doch zu den Nonnen. Sir Brice hat es vorgeschlagen, und ich weiß ums Leben nicht, wieso Ella und ich nicht selbst drauf gekommen sind.«

»Die Nonnen«, wiederholte Josse und dachte mit einem Glücksgefühl an schattige Kreuzgänge, hilfsbereite, geschickte Hände, sauberes, frischgebügeltes Leinen und nach Kräutern duftende Medizin. »Die Nonnen von der Abtei Hawkenlye.«

»Ja«, nickte Will nachdrücklich. »Diese Spitalschwester, wie heißt sie doch ...?«

»Schwester Euphemia«, half Josse aus.

»Ja, die«, bestätigte Will. »Wir sind auf dem Weg zu ihr, Sir.« Und mit einer festen Zuversicht, die Josse voll und ganz teilte, fuhr Will fort: »Die bringt Euch ganz schnell wieder auf die Beine.«

## ZWEITES KAPITEL

Helewise, Äbtissin von Hawkenlye, kniete in der Klosterkirche, vollkommen auf ihre Gebete konzentriert.

Sie betete demütig um die Fähigkeit, für jede einzelne ihrer Schwestern Nächstenliebe zu empfinden, sogar – und ganz besonders – für die am wenigsten liebenswerte. Des weiteren flehte sie Gott um schönes Wetter an, wenigstens ein paar Tage lang, damit Schwester Tiphaines ständiges Gejammer um ihre schlecht gedeihenden Heilpflanzen aufhöre. Im Hintergrund dieser zwei konkreten Wünsche schwang die immerwährende Bitte mit, ihr entweder ein zusätzliches Paar Hände zu schenken – was freilich ein ganz seltenes Wunder wäre – oder etwas realistischer, Gott möge ihr helfen, die Aufgaben besser an andere weiterzugeben.

Es war April, und bisher war das Jahr 1192 für die Äbtissin von Hawkenlye recht hektisch verlaufen. Im Februar hatte sich jene beunruhigende Geschichte mit der flüchtigen Joanna de Courtenay abgespielt; die Aufregung jener Wochen war für die Nonnen in ihrer Freizeit nach wie vor ein wichtiges Gesprächsthema. Dann war da die Sorge um den König, immer noch auf dem Kreuzzug im Heiligen Land. Es war schon recht fromm und löblich, dachte Helewise, wenn ein König seine Pflicht vor Gott mit so ungeteilter Begeisterung erfüllt.

Doch was war mit König Richards Pflicht gegenüber seinem Reich?

Helewises Gedanken schweiften vom Gebet ab, und sie dachte an den letzten Besuch zurück, den König Richards Mutter, Königin Eleanor, Hawkenlye abgestattet hatte. Wie immer war die Dame in Eile gewesen, und ebenfalls wie immer hatten sich Helewise und ihre Nonnen bemüht, die zwei kurzen Tage, die Königin Eleanor hatte erübrigen können, so ruhig und erholsam wie möglich zu gestalten.

»Äbtissin, Ihr und Eure Nonnen verwöhnt mich«, hatte Eleanor am ersten Abend Helewise gegenüber erklärt. Nach einem vorzüglichen Abendessen, aufgetragen in einer besonders prächtig hergerichteten Zelle des Besuchertraktes, hatte die Äbtissin angeklopft und einen in Tücher gewickelten heißen Stein für die kalten Füße der Königin gebracht und dazu einen Krug heißen gewürzten Weins, der ihr das Einschlafen erleichtern sollte.

»Es ist uns eine ganz große Freude, dies für Euch tun zu können«, hatte Helewise ihr versichert.

Der Wein hatte bei beiden Frauen für ein gewisses Maß an Entspannung gesorgt. Wie schon oft zuvor, hatte Eleanor Helewise einige ihrer Sorgen anvertraut. Und ein fast so großes Glück für Helewise, die Königin hatte Helewise aufgefordert, auch ihrerseits einige ihrer Probleme zu offenbaren.

Zu Helewises Bedauern und zugleich Erleichterung hatte die Königin wahrgenommen, daß die Äbtissin ziemlich überarbeitet war. Sie hatte darüber hinaus beobachtet, daß es nicht Helewises Art war, um Hilfe zu bitten, und hatte derartiges auch nicht direkt angeboten.

Vielmehr hatte sie erklärt, Helewise müsse selbst einige Veränderungen in der Verwaltung der Abtei vornehmen.

»Es geht nur darum, sich anzugewöhnen, die Dinge auf andere Art zu betrachten«, hatte sie energisch verkündet. »Ihr, Helewise, seht Euch als Mittelpunkt des Rades. Alles, was in der Abtei geschieht, geht Euch an, und für alles tragt Ihr die Verantwortung. Stimmt's?«

»Ich – also, ja. Aber das ist es doch wohl, was meine Ernennung zur Äbtissin bedeutet?«

»Natürlich. Aber stellt Euch doch bitte nicht ein Rad mit Speichen vor, sondern ein Dreieck, das auf der Grundfläche ruht und mit der Spitze nach oben weist. Seht Ihr es vor Euch?« Helewise nickte. »Jetzt zieht mehrere Linien waagrecht durch das Dreieck und beachtet, daß die Linien an der Spitze kürzer sind und zur Grundfläche hin länger. Ja?«

»Ja.«

»Gut. Nun, Ihr seid der höchste Punkt. Die oberste Linie, die auch die kürzeste ist, steht für Eure unmittelbaren Untergebenen; es sind nur wenige, vielleicht vier oder fünf. Die nächste Linie steht für deren Untergebene – das sind schon mehr, seht Ihr? – und die Linie darunter wiederum für deren Untergebene, und so weiter und so fort.«

»Ich verstehe.«

»Also, nach diesem Modell«, fuhr die Königin fort, als hätte Helewise nichts gesagt, »sind die einzigen Angelegenheiten, die bis zu Euch hinaufdringen, nur jene, mit denen keine Eurer Untergebenen fertig geworden ist.« Sie hatte Helewise rasch einen abschätzenden Blick zugeworfen. »Selbstverständlich hängt Erfolg oder Mißerfolg des Konzepts davon ab, daß Ihr es unterlaßt, herbeizueilen und Rat und Hilfe anzubieten, bevor man danach verlangt und wo es nicht erforderlich ist ...«

Jetzt, immer noch auf Knien vor dem Altar, unterdrückte Helewise ein Lächeln. Die Königin, Gott segne und schütze sie, blickte Helewise offenbar mit klarem Blick ins Herz. Die Schwierigkeiten, die die Äbtissin mit diesem Delegierungsproblem hatte, waren unzweifelhaft ein Beweis dafür.

Helewise richtete ihre volle Aufmerksamkeit auf Gott und brachte ihr Gebet zu Ende. Bald würde der Rest der Klostersgemeinschaft in die Kirche kommen; es mußte fast Zeit für Tertia sein. Danach, nahm Helewise sich vor, würde sie zwei – oder vielleicht auch drei – dieser Untergebenen zusammenrufen und das Problem Schwester Albas gründlich erörtern.

Etwas später saß Helewise in ihrem Zimmer an dem großen Eichentisch und blickte fragend auf Schwester Euphemia, Schwester Basilia und Schwester Edith. Die drei Nonnen hatten sich ihr gegenüber niedergelassen und diskutierten miteinander. Genau genommen, entschied Helewise, traf das Wort »diskutieren« nicht zu; sie stritten miteinander.

Das Thema der Diskussion war die neue Nonne, Schwester Alba. Es handelte sich um den ungewöhnlichen Fall einer Nonne, die Profeß abgelegt hatte, aus ihrem vorigen Kloster ausgeschieden war und jetzt Aufnahme in Hawkenlye erbat. Sie hatte ihre zwei jüngeren Schwestern, Meriel und Berthe, in ihrer Obhut. Meriel war sechzehn, Berthe vierzehn; Alba war erheblich älter.

Auf Helewise hatte zunächst Eindruck gemacht, welch starkes Verantwortungsgefühl für



ihre Familie Schwester Alba an den Tag zu legen schien. Offenbar hatte sie sich aus einer religiösen Gemeinschaft irgendwo in East Anglia losgerissen – einer Gemeinschaft, in der Alba nach ihrer Aussage äußerst zufrieden und ausgefüllt gewesen war –, weil ihre kleinen Schwestern sie brauchten. Die Eltern der drei Schwestern waren kürzlich binnen einer Woche an einer schweren Krankheit gestorben, und die zwei jüngeren Schwestern trauerten beide maßlos und lebten in größter Angst, die Krankheit könnte auch sie hinwegraffen.

Die Eltern waren nicht die Eigentümer der kleinen Bauernwirtschaft gewesen, die sie bearbeiteten, und laut Alba waren ihre zwei Schwestern über Nacht heimatlos geworden. Deshalb habe sie den schweren Entschluß gefaßt, das Kloster zu verlassen, wo sie sich so gut eingelebt hatte, um Meriel und Berthe in ihre Obhut zu nehmen und sie weit vom Schauplatz ihrer Leiden wegzubringen.

Nach Hawkenlye sei sie gekommen, weil sie von dem wundertätigen Schrein Unserer Lieben Frau unten im Tal gehört hatte, wo man den an Seele und Leib Erkrankten großzügig das heilige Wasser spendete, womit das Tal rasch zu einem bedeutenden Wallfahrtsort wurde. Als sie um Aufnahme bat, hatte sie zu Helewise gesagt – und diese hatte ein gewisses Maß an berechnender Schmeichelei darin erkannt: »Es heißt, daß Ihr großes Mitgefühl für die Notleidenden, die Kranken und die Bedürftigen habt, Frau Äbtissin. Und daß Ihr nie jemanden abweist, der reinen Herzens und in ehrlicher Absicht zu Euch kommt.«

Helewise hatte sie aufgenommen.

Alba, die Profeß abgelegt hatte, durfte als vollgültiges Mitglied der Gemeinschaft beitreten, unter dem Vorbehalt, daß sie sich in den ersten sechs Monaten mehr zu den Novizinnen halten sollte als zu den Nonnen, die das volle Gelübde abgelegt hatten, um ihr Gelegenheit zu geben, sich an die Gepflogenheiten in Hawkenlye anzupassen.

Für Meriel und Berthe, die es, laut Albas Behauptung, beide danach verlangte, sobald wie nur möglich als Postulantinnen den Schleier zu nehmen, würde man, zunächst bis sie ihre Trauer überwunden hatten, Arbeit als Laienschwestern der Gemeinschaft finden.

Das also war Schwester Albas Vorgeschichte.

Daran war doch gewiß nichts Verdächtiges, dachte Helewise, während sie in Gedanken alles noch einmal durchging. Alba hatte mit Verantwortungsgefühl und Vernunft gehandelt, oder etwa nicht? Hätte nicht jedermann in ihrer Lage sich ähnlich verhalten?

Ja, das war alles durchaus löblich, durchaus plausibel.

Und doch ...

Schwester Euphemia hatte die Stimme erhoben, um eine Bemerkung Schwester Ediths verächtlich abzutun, und hatte damit Helewises stummen Gedankengang unterbrochen; die Äbtissin zwang sich, ihre Besorgnis zu beschwichtigen und dem Gespräch vor ihr zuzuhören. Doch steigerte es ihre Beklemmung nur noch mehr.

O je, dachte sie nach wenigen Augenblicken. Solche entschiedenen Meinungen! Und wie kommt es mir zu, sie wegen ihrer Gefühlsäußerungen zu tadeln, wenn ich gestehen muß, daß ich ganz genau dasselbe empfinde?

Sie ließ die drei Frauen ihre Debatte fortsetzen, hörte aufmerksam zu und verhielt sich still, bereit, jeden vernünftigen Vorschlag anzunehmen, den eine der drei vorzubringen

wußte. Königin Eleanor, dachte sie flüchtig, wäre stolz auf sie gewesen. Nach ein, zwei unsicheren Blicken in ihre Richtung – war es für sie tatsächlich eine so ungewöhnliche Erfahrung, wunderte sich Helewise, ihre Äbtissin so ruhig dasitzen und zuhören zu sehen? – nahmen die drei Frauen ihr Schweigen offenbar hin und redeten weiter.

»Schwester Alba hat drei Wochen bei mir im Spital gearbeitet«, berichtete Schwester Euphemia. »Ich habe sie angeleitet – in dem Maße wie jeden Neuankömmling –, und ich habe ihr auch die ganz natürlichen Ekelgefühle nachgesehen. Die haben sie alle, wenn sie zum ersten Mal zu mir kommen, und ich kann damit umgehen, wenn sie ohnmächtig werden oder sich übergeben müssen, solange Blut und all so etwas für die Mädchen etwas Neues ist.« Schwester Edith schauderte sichtbar. »Womit ich nicht fertigwerde«, fuhr Schwester Euphemia fort, ohne darauf einzugehen, »ist ein Mangel an Herzenswärme. Ein Mangel an Mitgefühl.«

»Und du findest, daß es Schwester Alba an diesen Eigenschaften fehlt?« fragte Schwester Basilia.

»Ja, Schwester, daran fehlt es ihr«, erklärte Schwester Euphemia nachdrücklich. »Wie gesagt, es ist nur zu erwarten, daß ein Mädchen ein bißchen blaß wird, wenn sie zum ersten Mal eine eiternde Wunde zu versorgen oder nach einer Amputation den blutigen Stumpf zu verbinden hat oder die Schüssel halten muß, während ich einen Abszeß öffne. Sogar ich mußte hinaus und mich übergeben, als ich damals mit der Pflege anfang und meine Vorgesetzte mich dazu anstellte, einem alten Mann mit der Roten Ruhr das Bett und den Hintern zu säubern, na ja, es war ein besonders schwerer Fall, er hatte eine Unmenge Blut im ...«

»Ja, ganz recht, du brauchst es nicht näher zu schildern«, warf Schwester Edith eilig ein.

»Hm«, knurrte Schwester Euphemia und starrte Schwester Edith mißbilligend an. Als falle ihr wieder ein, worauf sie hinauswollte, fuhr sie fort: »Versteht ihr, es kommt darauf an, die Kranken nicht merken zu lassen, daß einen der Zustand ihres armen leidenden Körpers aus der Fassung bringt. Das schärfe ich allen meinen Pflegerinnen ein, daß sie nämlich lernen müssen, mit ihren eigenen Reaktionen fertigzuwerden, sich nie und nimmer etwas davon anmerken zu lassen. Und genau in dem Punkt will mir diese neue Schwester Alba nicht gehorchen.«

»Vielleicht kann sie nicht gehorchen!« wandte Schwester Edith ein. »Nicht alle von uns sind mit deinen Fähigkeiten gesegnet, Schwester Euphemia. Ich jedenfalls glaube nicht, daß ich meinen Widerwillen unterdrücken könnte, wenn – nun ja, wenn ich so manchen der Unglückseligen ansehen müßte, die du pflegst.« Wieder durchlief ein Schauer ihre schlanke Gestalt, und sie hielt sich mit einer zarten Gebärde die blasse, langgliedrige Hand vor den Mund, als wollte sie ihre Worte nicht hinauslassen. Oder etwas Schlimmeres.

Schwester Euphemia starrte sie finster an. »Du müßtest schon dein empfindsames Gehabe ablegen, Schwester, wenn man dir je befehlen würde, in der Pflege zu arbeiten«, sagte sie barsch.

Schwester Edith schaute bestürzt drein. »Oh, aber ich ...«

»Das ist wohl kaum wahrscheinlich«, unterbrach Schwester Basilia, »wo Schwester

Edith doch eine so gute Lehrerin ist.« Schwester Edith warf ihr einen dankbaren Blick zu. »Und jetzt, Schwester« – sie wandte sich Schwester Edith zu –, »wie sind deine Erfahrungen mit Schwester Alba?«

Schwester Edith schloß die Augen und kräuselte die Lippen, wie um sich besser konzentrieren zu können. Die Hände hielt sie auf dem Schoß gefaltet; Schwester Edith teilte fast nie die Gewohnheit aller anderen Nonnen, die Hände, wenn diese nichts zu tun hatten, in die gegenüberliegenden Ärmel ihres Gewandes zu stecken. Es waren wirklich hübsche Hände, die Haut blaß und glatt, die Form elegant, mit langen schlanken Fingern, die in makellosen, muschelgleichen Nägeln endeten. Jetzt hob Schwester Edith sie an, preßte sie ganz langsam und bedächtig zusammen und hielt sie sich unter die Spitze ihres kleinen, zierlichen Kinns.

Schwester Euphemia schnaubte unterdrückt.

Nach einer ganzen Weile – Schwester Edith hatte offenbar beschlossen, Schwester Euphemias Schnauben als nicht damenhaft abzutun und es deshalb zu ignorieren –, nach einer ganzen Weile also schlug sie die Augen auf, ließ die Hände sinken und sagte: »Schwester Alba kam erst vor einer Woche zu mir, deshalb müßt ihr meine Bemerkungen nur als vorläufige Beurteilung behandeln. Ich muß jedoch gestehen, daß sie sich gar nicht gut bei uns eingelebt hat.« Ihre dunklen Brauen zogen sich flüchtig zusammen, doch duldete sie den finsternen Ausdruck nicht lange auf ihrem glatten, faltenlosen Gesicht. »Sie verhält sich den Mädchen gegenüber ungeduldig, besonders gegenüber den jüngsten. Auch läßt sie einen Mangel an Sympathie für das Ziel unserer kleinen Schule erkennen. Sie scheint kein Verständnis für die besonderen Leiden und Bedürfnisse der unserer Obhut anvertrauten Waisen und Findelkinder aufzubringen. Und ich habe sie sagen hören, daß ... Oh, aber das darf ich nicht!«

»Schwester, wir sind hier, um die Schwierigkeiten zu besprechen, die Schwester Alba anscheinend damit hat, sich in unsere Gemeinschaft einzufügen«, ermahnte sie Schwester Euphemia. »Das hier ist keine Klatschrunde im Badehaus; wir müssen alles hören, was womöglich von Bedeutung ist.«

Mit einer Leidensmiene, als wollte sie sagen, also gut, aber ich wollte das nicht wiederholen, berichtete Schwester Edith: »Ich habe mitangehört, was Schwester Alba einem der ... ihr wißt schon, einem dieser Mädchen gesagt hat.«

»Einem der Zöglinge?« fragte Schwester Basilia. »Zöglinge« war die Bezeichnung für die Babys gefallener Frauen, nach der Geburt von ihren Müttern verlassen, sobald die Frauen trotz des eindringlichen Zuredens der Nonnen wieder in die Außenwelt zurückkehrten. Und zu ihrer früheren Art, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

»Ja«, bestätigte Schwester Edith. »Schwester Alba war wirklich recht verletzend. Zugegeben, das Kind hat ihr tüchtig zu schaffen gemacht, aber es ist ja erst fünf. Jedenfalls meinte sie – Schwester Alba –, es sei kaum die Mühe wert, der Tochter einer Hure – entschuldigt, aber dieses Wort hat sie gebraucht – etwas beizubringen, wenn das Mädchen aller Wahrscheinlichkeit nach doch denselben Weg wie ihre Mutter gehen würde.«

»Nein!« rief Schwester Basilia. Und Schwester Euphemia betrachtete Schwester Edith mit veränderter, respektvollerer Miene, als rücke ihr Entsetzen darüber, was Schwester

Alba einem unschuldigen Kind gesagt hatte, sie in ein neues und besseres Licht.

»Kurzum«, schloß Schwester Edith, als es so aussah, als würde sich sonst niemand dazu äußern, »ich muß sagen, ich glaube nicht, daß Schwester Alba zum Unterrichten berufen ist.«

Schwester Basilia schaute besorgt drein. »Keine Eignung zum Pflegen oder zum Unterrichten«, stellte sie fest. »Und ich kann nur unterstreichen, was ihr beide hier vorgebracht habt, wenn ich über meine Erfahrungen berichte. Schwester Alba, muß ich leider sagen, mag keine harte Arbeit. Oder nicht harte Arbeit der Art, wie wir sie im Refektorium und in der Küche leisten. Sie erbot sich, in den Vorratskellern zu arbeiten – sie versicherte, sie kenne sich in der Vorratshaltung genau aus und werde mit großer Sorgfalt den Wein auswählen und unter Verschuß halten –, und als ich sagte, wir hätten mit Schwester Godeth bereits eine sehr tüchtige Kellermeisterin und es sei sowieso keine Aufgabe, die man gewöhnlich mit einem Neuling ausfüllt, schien sie äußerst enttäuscht.«

»Und was hat sie dann gemacht?« fragte Schwester Euphemia.

Schwester Basilia lächelte ein wenig. »Ich habe sie zum Töpfeschrubben angestellt. Aber ich glaube, sie hat nicht allzuviel erledigt, mir scheint, Schwester Anne hat es ihr abgenommen.«

»Wie freundlich von Schwester Anne«, bemerkte Schwester Euphemia.

»Schwester Anne ist von Natur aus folgsam, sie führt nicht«, stellte Schwester Basilia behutsam fest. »Einer stärkeren Persönlichkeit gegenüber neigt sie dazu, nachzugeben und zu tun, was man ihr sagt.«

Helewise hörte zwar aufmerksam zu, jedoch mit abwesendem Blick. Erst als sie das Trio vor ihr wieder ins Auge faßte, merkte sie, daß die drei sie anblickten.

»Danke, Schwestern«, sagte sie. »Ihr habt alle mit Schwester Alba euer Bestes getan, und ich weiß eure Bemühungen zu schätzen. Ich werde jetzt darüber nachdenken, was ihr berichtet habt, und entscheiden, was zu tun ist.«

Es folgte ein verlegenes Schweigen, während Helewise bemerkte, daß die drei Nonnen sich gegenseitig ansahen.

»Frau Äbtissin, dürfen wir offen reden?« fragte Schwester Euphemia.

Helewise unterdrückte ein Lächeln. »Selbstverständlich.« Das tut ihr doch immer, hätte sie zufügen können.

»Wir ... Ihr ...« Die Spitalschwester räusperte sich und fing noch einmal an. »Frau Äbtissin, wir drei meinen nämlich, es ist nicht recht, daß Ihr Euch mit diesen Dingen abplagen müßt, bei allem anderen, was Ihr zu tun habt. Schwester Basilia kann sich daran erinnern, daß früher die alte Schwester Mary, die jetzt tot ist, Novizenmeisterin war, aber weil uns heutzutage die neuen Nonnen nicht mehr so zuströmen, haben wir übrigen dieses Amt mit übernommen. Besonders Ihr. Und wir haben überlegt, warum nicht wieder jemand für das Amt ernennen?«

Helewise fragte sich einen Moment ärgerlich, ob Euphemia etwa mit Königin Eleanor gesprochen habe. Aber nein, sicher nicht, solche Verdächtigungen hatte sie nicht verdient. Jedenfalls war an der Sache etwas dran.

»Hattet ihr an eine Bestimmte gedacht, die dafür in Frage käme?« erkundigte sie sich, bemüht, ermunternd zu klingen und nicht so, als hätte sie soeben ihre Gereiztheit

hinunterschlucken müssen.

Wieder sahen die drei Nonnen einander an. Dann sagte Schwester Basilia. »Wir haben überlegt, ob Schwester Amphelisia in Frage käme.«

Schwester Amphelisia. Ausreichend jung, um sich noch in Postulantinnen und Novizinnen einfühlen zu können, doch mit genügend Jahren des Klosterlebens hinter sich, um ihr Würde und Autorität zu verleihen. Derzeit arbeitete sie mit der gebildeten und zurückhaltenden Schwester Bernadine in der Abteibibliothek, wo sie die kleine Sammlung religiöser Manuskripte aufbewahrten und kopierten. Und wie Helewise wohl wußte, war sie mit ihrer Arbeit nicht besonders glücklich.

Schwester Amphelisia als Novizenmeisterin?

Warum nicht?

Helewise legte sich ihre Antwort gut zurecht, bevor sie sie aussprach. »Schwestern«, erklärte sie dann, »ihr habt diese Angelegenheit sichtlich sorgfältig und gründlich durchdacht, und ich danke euch dafür.« Sie holte tief Luft und merkte, daß es sie immer noch große Mühe kostete, anderen Verantwortung zu überlassen, woraus sie schloß, daß sie nach wie vor viel zu viel Stolz hegte. Sie hatte eine lange, schmerzliche und demütigende Sitzung mit Pater Gilbert vor sich, der ihr zweifellos eine schwere Buße auferlegen würde. Zum Heil ihrer Seele natürlich und zur Förderung ihres Wachstums im religiösen Leben.

O je.

Wo war sie stehengeblieben?

»Ich werde mit Schwester Amphelisia sprechen«, sagte sie und stand auf, um die Schwestern wissen zu lassen, daß die Besprechung zu Ende war.

Die Schwestern Euphemia, Basilia und Edith verneigten sich und verließen Helewises Zimmer. Sie lauschte ihren Schritten, als sie sich den Kreuzgang entlang entfernten, und wartete ab, ob sie irgendwelche vernehmlichen Bemerkungen zu dem soeben Geschehenen äußerten.

Das war nicht der Fall.

Helewise fügte die Sünde der Wißbegierde – also gut, der Neugier – der wachsenden Liste an, die sie in Pater Gilberts unnachsichtiges Ohr zu murmeln hätte, streckte ihren müden Rücken und begann darüber nachzudenken, wie sie der potentiellen neuen Novizenmeisterin ihre Ernennung am besten beibringen sollte.